



BENJAMIN  
VON  
STUCKRAD  
BÄRRE  
PANIKHERZ

KIEPENHEUER  
& WITSCH

Benjamin von Stuckrad-Barre

Panikherz

 **eBook**  
Kiepenheuer & Witsch

# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Benjamin von Stuckrad-Barre](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

# Inhaltsverzeichnis

**Motto**

**Neulich war ich mal wieder in Amerika**

**Wir heben ab**

**Schneller Junge**

**Auf Entdeckungstour**

**Abtörnstadt**

**Hallöchen, DDR!**

**Hollywoodschwüre**

**An der Bar, auch wenn's nur Kaffee war**

**Der kleine Boxer**

**Ein Hinterhof in Hamburg-Altona**

**So laut wie's geht**

**Spießertrance**

**Die bunte Glitzerstadt**

**Guckte hoch aufs weiße Schloss**

**Wunsch kino**

**Glitzerknabe**

**Show-Business-Maschine**

**Zur blauen Stunde**

**Na, Popstar?**

**Manchmal nachts**

**Allmählich wegjonglieren**

**Irgendwie ein Gefühl zu viel**

**Madman-Discothek**

**Mich zieht's zum Kiez**

**Wenn's drauf ankommt**

**Durchdreh-Lebensstil**

**Ich mach für dich 'n Fanclub auf**

**Da oben hinter den Sternen**

**Relaxium-Rauscho-Easylin**

**Nebelschwadenbilder**

**Ferngesteuerte Quälerei**

**Nun singt er sein Lied in den stürmischen Wind**

**Dieses Zimmer ist ein Sarg**

**Stürzt ab, steht auf und startet von vorn**

**Mein Puls geht ganz normal**

**In Hollywood am Swimmingpool**

**Achterbahn der Welt**

**Mitternacht, ich ging spazieren**

**Und er macht seinen Koffer auf**

*»Die längsten Reisen fangen an, wenn es auf den Straßen dunkel wird.«*

---

*Jörg Fauser*

## Inhaltsverzeichnis

NEULICH  
WAR  
ICH  
MAL  
WIEDER  
IN  
AMERIKA

**Wir haben beide einen Hut auf. Udo konnte sich** nicht entscheiden, welchen er mitnimmt, hatte keine Hutschachtel griffbereit, also war für den Zweithut die sicherste Beförderungsart: mein Kopf.

Wir sind Touristen. Das ist ganz wichtig. Holiday, vacation! Urlaub, Urlaub, Urlaub. Davon darf man nicht abweichen. Egal, mit welchen Trickfragen sie kommen – Urlaub. Ich habe zur Sicherheit auch Udos ESTA-Nummer auf einem Klebezettel in meiner Reiseunterlagenklarsichtfolie, Udo hat seinen Reisepass schon aufgeklappt in der Hand, er glaubt, dass es ganz schnell geht. Wie immer, wenn wir zusammen reisen, nehme ich ihm kurz Pass und Ausweis ab und freue mich an den dort festgehaltenen Staatsbürgerfakten: Udo Gerhard Lindenberg. Gerhard! Wohnsitz: Hotel Atlantic.

Ein Schalter wird frei, und der Uniformierte in dem uns barsch (»Next!«) zugewiesenen Glaskasten hat besonders schlechte Laune. Natürlich sind wir rein äußerlich ein seltsames Paar, nicht unbedingt Leute, die man ohne Nachfragen durchwinkt: Udo in engen Nadelstreifenhosen, mit Nietengürtel und auf neongrünen Socken, er hatte keine Lust mehr auf Schuhe nach dem langen Flug, dazu eine Art Kapitänsuniformjacke und einen braunen Hut, ich mit Matrosenhemd und Jogginghose, Udos Zweithut auf dem Kopf, einem Tropenhut. In Deutschland wäre das gewiss anders, doch wenn man ihn nicht kennt und einfach zum ersten Mal Udo Lindenberg sieht, so, wie er eben aussieht, tja, was macht man da als Grenzkontrollobermann? Es ist ja nicht so, dass wir aussehen, als hätten wir eventuell Drogen dabei oder so, wir sehen vielmehr aus, als bestünden wir praktisch aus Drogen. Säße ich in so

einem Glaskasten: Diese beiden Typen würde ich mir auf jeden Fall genauer angucken.

Jetzt keinen Fehler machen. Freundlich, aufgeräumt, klar, unverdächtig wirken. Immer wenn man das versucht, wirkt man natürlich besonders verdächtig. Ich fange an zu schwitzen. Schon bei dem Herrn vor uns hat es zehn Minuten gedauert, und der sah nun wirklich so aus, wie ein Zwölfjähriger einen seriösen Geschäftsmann malen würde.

Erst jetzt bemerke ich, dass Udo tatsächlich Zigarre raucht, ganz lässig, beiläufig, im Flughafengebäude, im rauchparanoiden Amerika.

Hi, hi, yeah, here we are, happy to be here again, how are you doing man, good looking, sagt Udo und pafft an seiner Zigarre. Und ich denke: Das war's dann.

Der Uniformierte ist nicht zu Späßen aufgelegt. Doch da kennt er Udo schlecht. Den aus der Ruhe zu bringen, da braucht es schon mehr, als missmutig zu gucken und zu bellen: No smoking, Sir!

Oh, excuse me, yeahyeahyeah, sagt Udo friedlich – und lässt die Zigarre brennen, hält sie aber jetzt auf Gürtelhöhe, das ist sein Kompromissangebot.

Ich versuche, das Schlimmste zu verhindern, und geselle mich dazu, werde aber streng zurück hinter die Absperrung geschickt, Einzelvernehmung. Und so kann ich nicht eingreifen und sehe und höre nur, wie alles immer schlimmer wird. Udo hört gar nicht auf zu reden.

Der Uniformierte fragt Udo, was er beruflich mache. Schon toll, dass Udo das noch mal gefragt wird in seinem Leben. I'm a musician, started as a drummer, you know, back then, hundred years ago ...

Das ist komplett wahnsinnig. Udo trommelt ein bisschen mit seinem Reisepass und seiner Sonnenbrille auf dem Grenzschaltertresen herum. Drummer, Jazz-Drummer, you know? Yeah! But now ...

Er muss jetzt sofort aufhören, seinen Wikipedia-Eintrag szenisch vorzutanzten. Ich nähere mich noch mal, um die Sache abzukürzen, aber

der Uniformierte wedelt mich weg wie eine Schmeißfliege. Dass man sich so fühlt, ist ja Ziel dieses amerikanischen Einreisewahnsinns.

Ich höre Udo sagen, er sei von Beruf Udo Lindenberg, diesen Beruf gebe es nur einmal auf der Welt, Udo, nicht Ufo, wobei, so sicher könne man da gar nicht sein, denn er sei eigentlich, heimlich, aber das dürfe keiner wissen, das entführte Kind von Charles Lindbergh.

Ah ja? Der Uniformierte guckt jetzt nicht mehr misstrauisch, es ist mehr so ein Guantanamo-Blick.

Er sei, fährt Udo fort, ein in Deutschland sehr berühmter Rockmusiker, aber man wisse ja nie, junge Talente, weltweit unterwegs, vielleicht werde das ja noch was mit seiner Karriere in Amerika? Er zeigt, das tut er wirklich, dem Uniformierten auf seinem iPhone einen Videomitschnitt von einem seiner Stadionkonzerte.

Yeah, godong, godong, sagt Udo.

Und ich denke, alles klar, das endet auf jeden Fall in einem fensterlosen Raum.

Schade, die Reise war so heiter losgegangen. Udo und ich, zu zweit nach Los Angeles. Weil es jetzt ja schon wieder vorbei ist, fliegen die schönsten Szenen der bisherigen Reise noch mal an mir vorbei: Gestern Abend mein erster grober Fehler als Reiseleiter, beim Zwischenstopp in Zürich folgte ich der Ausschilderung, Transit Hotel, ich dachte, das sei richtig, denn Transit war es doch, was wir machten, Zwischenhalt in Zürich, anderntags von dort der Direktflug nach Los Angeles. Weil Udo durchgängig plapperte und vor allem ein Zigarrengeschäft suchte, merkte er kaum, dass wir einmal im Kreis durchs gesamte Flughafengebäude liefen.

Schließlich, an der sehr seltsamen Rezeption (ein Resopaltisch) des Transit Hotels, blickte Udo sich irritiert um: Sah letztes Mal irgendwie ganz anders aus, ist das echt das Radisson Blu?

Nein, es war das Transit Hotel, eine Notunterkunft für Menschen ohne Visum.

Udo: Joah, Schlafsaal, Jugendherberge, ne, könnten wir auch machen, führt vielleicht zu erotischen Begegnungen mit gestrandeten Elfen, hm? Aber lass mal vielleicht doch gucken, ob wir das Radisson Blu nicht noch finden, die hatten so 'ne gute Bar.

Wir fanden das richtige Hotel, und Udo sagte zum Rezeptionisten: Sag mal, muss man bei euch auch zum Rauchen raus vor die Tür, wie 'n Hund? Jaaaaaa, echt? Sogar in der phantasievollen Schweiz? Lektionen in Udo-Charme, funktioniert weltweit.

Als er beim Auschecken nach der PIN seiner Kreditkarte gefragt wurde, wusste er nicht weiter. Wie könnte die denn sein? Das wusste ich natürlich auch nicht. Hm, überlegte Udo, da müsse er wohl mal seine Reisefee anrufen oder seinen Steuerberater – oder wer das eben weiß.

Irgendwer wusste es dann, wir flogen ab, beide einen Hut auf, bester Dinge, wir freuten uns, Los Angeles, zehn Tage zu zweit rumstreunen, Blödsinn machen, bisschen an den Texten für seine nächste Platte arbeiten – und ansonsten flexible Sorte, mal gucken, ne?; so reist man mit Udo. Mir fiel ein alter Udo-Text ein, so wie mir eigentlich immer, in jeder Situation, ein alter Udo-Text einfällt, und das hier passende Grenzkontrollcomputer-Zitat geht so:

*Ich sag, bitte taken Sie's easy  
Man weiß doch, was da steht  
Dass die Republik an solchen Vögeln wie mir  
Sowieso demnächst zugrunde geht [1]*

Doch was ist nun mit Udo und dem Uniformierten? Ach, Udo erzählt ihm gerade, er und ich, wir seien Straßenkatzen, deshalb könne man noch gar nicht so genau sagen, was wir hier machen würden und wo, das werde man ja dann sehen, ne? Zwar seien GERMAN LYRICS seine Spezialität, doch sei er immer offen für Neues, und so 'n Welthit, och, den würde er

schon nehmen, warum nicht, ginge zur Not auch auf Englisch, und vielleicht finde er ja hier mit seinem Hitnäschen irgendwo in der Wüste oder in einer schummrigen Bar oder so ein Lied, das er mit seiner Stimme veredeln könne, ob vielleicht er, der Uniformierte, zufällig einen hätte, einen Hit, you never know, er sähe sehr musikalisch aus, ob er nicht manchmal zu Hause musiziere für seine gewiss sehr hübsche Frau?

Und jetzt passiert das Unglaubliche: Diese volle Ladung Udo-Charme und improvisierender Laber-Jazz sind dem Uniformierten zu viel, jetzt fällt er wirklich aus seiner Rolle, der des abweisenden Angstverbreiters – und er lacht, er hört gar nicht auf zu lachen.

Er winkt Udo weiter, lacht immer noch, schüttelt den Kopf, ruft Udo hinterher, dass er ein lustiger Typ sei. And good luck!

Dann bin ich dran. Ob ich zu dem gehöre, fragt der Uniformierte, zeigt auf Udo, immer noch kopfschüttelnd und lachend.

Ja, sage ich – und darf direkt hinter Udo hergehen, ganz kurzer Blick in den Pass, jaja, alles klar.

Ich gehöre zu Udo, so viel ist sicher.

## Inhaltsverzeichnis

**WIR  
HEBEN  
AB**

**Es musste dringend was passieren – und da knallte** die Musik von Udo Lindenberg in meine Kindheit. Es war, als habe jemand einen Lichtschalter in meinem Kopf betätigt.

Wir wohnten in Rotenburg/Wümme, einer Kleinstadt mit dreiziffrigem Autokennzeichen, zwischen Hamburg und Bremen, im niedersächsischen Flachland. Mein Vater war Pastor, ich war das jüngste von vier Kindern, Benjamin, letztes Kind, aber hebräisch auch: Sohn der Freude. Zu solcher gab ich familiär in dieser Zeit keinen Anlass, es ist ungefähr 1987. In der Schule war ich sehr schlecht. Mein ältester Bruder hatte soeben Abitur gemacht, knappe Sache, die beiden mittleren Geschwister waren die Streber, der Älteste und ich waren die Sorgenkinder, dauernd unerwidert verliebt, und statt wie die anderen beiden wohlklingend Klavier und Geige zu üben, hörten wir immer nur laut Popmusik, was vor allem während der heiligen Mittagsschlafzeit zwischen 14 und 15 Uhr für Kontroversen sorgte; auch waren es immer nur Freunde von ihm oder mir, die ausgerechnet in dieser Stunde anriefen – und dann aber nie wieder, weil sie so laut angeschrien wurden.

Jetzt wohnte mein ältester Bruder in der großen Stadt – in Hamburg. Er machte dort seinen Zivildienst, die meisten seiner Mitschüler wurden Soldaten, was für uns als Pastorenkinder natürlich nicht infrage kam. Ohnehin waren wir Outlaws, auf dem Schulhof musste ich ständig blöde Witze aushalten von all jenen, die bei meinem Vater Konfirmandenunterricht hatten. Konfirmieren ließ man sich, um eine Stereoanlage geschenkt zu bekommen und Geld, mein Vater aber wollte natürlich wirklich was lehren, ein unlösbarer Konflikt, und als Sohn dieses bärtigen und (weil nicht in der CDU) als kommunistisch geltenden

Pastors war ich nun schuld daran, dass sie das Vaterunser auswendig lernen mussten. Strafverschärfend betrieb meine Mutter den Kinderchor.

Damit es nicht so auffiel, dass wir Pastorenkinder die einzigen waren, die alle Lieder konnten (wir hatten ja keine Wahl), und damit nicht wir immer alle hochanspruchsvollen Charakterrollen übernahmen bei den KRIPPENSPIELEN und anderen saisonalen Highlights, wurde ein besonders demütigendes Amt erfunden, meine Mutter nannte uns: Eselverstärker. Wir saßen also geduckt, verdeckt, hinter dem den Esel Verkörpernden, und unterstützten ihn gesanglich.

Meine Eltern gehörten vermutlich zu den ersten Ökos Deutschlands. Müsli war damals noch ein Schimpfwort, man bezeichnete meine Eltern und ihresgleichen so, sie wurden MÜSLIS genannt. Bio und Öko waren lange noch kein anerkannter Bessergestelltenlifestyle, Bio und Öko standen für teurer, schlechter, riecht nicht gut, schmeckt nicht gut, funktioniert nicht – ist aber FAIR. Mit Gesinnungsfreunden betrieben meine Eltern einen genossenschaftlichen Bioladen, in dem man unfassbar teuren Kaffee und Honig kaufen konnte, außerdem graues Papier, das aus Altpapier hergestellt war und auf dem die Tinte an den Buchstabenrändern immer faserig versickerte; die unlackierten Naturholzbleistifte brachen dauernd ab. Man wollte mit diesem Ökoschrott die DRITTE WELT unterstützen, weil aber dieser Begriff natürlich diskriminierend war und das Problem, das zu bekämpfen man sich vorgenommen hatte, beschrieb, nannten sie das Geschäft »Eine Welt Laden«.

An den Ladenwänden hingen Plakate von afrikanischen Kleinkindern, die an Brunnen oder Reisausgabestellen Schlange standen, ganz dicke Bäuche hatten (was, paradox, vom Hunger kam, wie uns erklärt wurde) und große traurige Augen, daneben war eine Spendenkontonummer gedruckt. Es stank entsetzlich in diesem Laden. Er lag gegenüber der Molkerei, da gab es KAKAOTRUNK in selbstverständlich hochgiftigen

Verbundkunststoffkanistern, höchst umweltbedenklich und also für uns verboten, wir mussten faire Biomilch aus lichtschtzbraunen Glasflaschen trinken, außerdem, so meine Mutter gern, wenn sie sich lustig machte über ständig Limonade trinken wollende Chorkinder: »Es muss nicht getrunken werden.«

Meine Eltern und ihre Genossen trugen Buttons mit Friedenstauben an ihren kratzigen Strickpullovern. Unser Familienauto war ein dröhnender Diesel-Peugeot 504, riesig groß, mit vier Kindern galt man sowieso als asozial. Die pazifistischen und atomkraftskeptischen Aufkleber machten es nicht besser.

Ich beneidete Mitschüler, die und deren Familien von meinen Eltern als – Achtung, Kampfbegriff – SPIESSIG bezeichnet wurden. In die Kirche gingen diese Spießereatern allenfalls Heiligabend, und falls es in ihren Gänsebratenablauf passte, was meine Eltern nicht gutheißen konnten, aber ja mussten: besser als nie. Die verlässlich überhohen Weihnatskollekten im dann ausnahmsweise geldscheinknisternden KLINGELBEUTEL waren ein etatbedeutender Posten für so allerlei SOZIALE PROJEKTE (und eine Schwundform des Ablasshandels). Kopfschüttelnde Seitenblicke meiner Mutter von der Orgel, wenn sie diese Heiligabendchristen ertappte bei der Unkundigkeit in liturgischen Abläufen, aufstehen, hinsetzen, mitsingen und so weiter. Spießerkinder bekamen viel zu viele Weihnatsgeschenke, was meine Mutter als MATERIALSCHLACHT ächtete – das können wir nicht und das wollen wir auch gar nicht, sprach sie etwas zu Unrecht im Plural für uns Kinder mit. Doch auch die Spießerkinder mit ihren Barbiepuppen bekamen ihre Chance und durften, bei Wohlverhalten oder besonderer Förderungsbedürftigkeit, für das alljährliche Krippenspiel das Christkind zur Verfügung stellen, und so stand in der Adventszeit verlässlich irgendeine Chorkindvanessa vor unserer Haustür und übergab eine leicht

zerrupfte Puppe mit dem bei uns zu Hause seither geflügelten Satz: Ich hab Jesus dabei.

Die Spießerealtern fuhren teure, schicke Autos mit Aufklebern von Fußballvereinen, man durfte bei den Spießern fernsehen, es gab die ersten Computer, zum ZOCKEN, in der Küche standen Süßigkeiten, es gab Cola und Nutella, Tennisunterricht und Markenkleidung. Wir trugen Vererbtes, Geflicktes, Selbstgestricktes, und wenn die anderen im Sommer in die Wärme fuhren, ans Meer, mussten wir entweder an der Nordsee frieren oder in den Bergen zehn Stunden pro Tag wandern (das dann allerdings bei extremer Hitze). Anders als meine ununterbrochen diverse Chöre und Orchester leitende Mutter verbrachten die Spießermütter viel Zeit beim Friseur, bedienten ansonsten ihre Kinder, holten sie vom Fußballtraining ab, und wenn sie dran waren mit Trikotwaschen, legten sie in den Trikotkoffer anschließend Schokolade für alle; sie rauchten und rochen nach Parfüm. Die Väter waren nie da, und wenn sie da waren, tranken sie Bier, guckten Sportschau oder hörten Musik, und Klassik war das nicht. Bei uns zu Hause lief immer nur Klassik, niemals Popmusik, ständig diese fordernde, runterziehende Klassik, dazu ernste Gespräche.

Die meisten Spießere besaßen Häuser mit kleinen, GEPFLEGTEN Gärten und ernst gemeinten Zäunen. Wir wohnten in einer Dienstwohnung direkt neben der Kirche, ein riesiges Haus, die Großfamilie also vorgesehen – und dauernd standen jammernde Christen im Treppenhaus. Offenes Haus. Im Erdgeschoss befand sich das Kirchenkreisamt, auf dem Hinterhof die kleine Druckerei, in der Gemeindebriefe und Liederzettel hergestellt wurden. Zum Wandschießen super geeignet. Der sich dahinter erstreckende, in Wald und Sumpflandschaft übergehende Garten war nicht pflegbar, aber groß.

Das Urgeräusch meiner Kindheit: permanente Kirchturmglöckenschläge, einmal um Viertel nach, zweimal um halb, dreimal um Viertel vor, viermal – plus tiefer, Uhrzeitzahl – zur vollen

Stunde, sowie das ausufernde Gebimmel um zwölf Uhr mittags und sechs Uhr abends, sonntags zehn vor zehn, um zum Gottesdienstbesuch zu ermahnen, und dann noch mal gegen fünf vor elf zum Vaterunser; außerdem bei Taufen, Hochzeiten und Todesfällen – es bimmelt also das ganze Leben durch.

So lernte ich früh, was mir später bei der Dosierung von Schlafmitteln, Alkohol und anderen Drogen wiederbegegnen sollte: Dauergabe führt zum Gewöhnungseffekt, und um dann noch eine Wirkung zu erzielen, muss man die Dosis erhöhen. Noch heute ist es so, dass ich es schlicht nicht höre, wenn eine Kirchturmuhren schlägt, mein Gehör scheint das zu organisieren wie diese geräuschnivellierenden Kopfhörer, die eine Gegenfrequenz erzeugen und somit Stille. Damit ich eine Kirchturmglöcke schlagen höre, muss man mich schon im Glockenturm einsperren. Auch habe ich das GEFÜHL, praktisch täglich in die Kirche zu gehen, obwohl mein letzter Gottesdienstbesuch Jahre zurückliegt; das ist wie bei Obelix, der als Kind in den Zaubertrankkessel gefallen ist und deshalb keinen mehr trinken muss, wenn es gilt, mal rasch ein paar Tausend Römer zu verdreschen.

Manchmal kam mein ältester Bruder aus Hamburg zu Besuch und erzählte uns von den Abenteuern in der großen Stadt. Von seinem ersten Zivildienstlohn kaufte er sich ein paar Gläser Nutella, weißen Toast – und Popmusik. Platten und Konzertkarten. Was er aus der Tasche zog, wenn er uns besuchte, war für mich in etwa das, was in der DDR die WESTPAKETE waren, verbotene Luxusgüter aus der freien Welt.

Die erste Lindenberg-Platte, die mein Bruder mitbrachte, war zwar fast so alt wie ich selbst, doch hörte ich sie und damit Udo jetzt zum ersten Mal: »Livehaftig« hieß die Platte, ein Konzertmitschnitt aus den Siebzigerjahren.

Himmel, was war dieser Udo Lindenberg für ein Typ! Noch heute kann man mich nachts wecken und direkt fragen, Entschuldigung, mit welchen

Worten eröffnete Udo noch gleich das Konzert auf der Platte »Livehaftig«? Schön, dass Sie fragen, würde ich entgegenen, Udo sprach Folgendes:

»Willkommen an Bord, alle ready? Wir heben ab, das Panikorchester und Peter Herbolzheimers Pustefixbläser – Andrea Doria!«

Ich war direkt entflammt. Dieser Udo Lindenberg, das merkte ich sofort, der ist unser Freund. Der kämpft für uns, der ist Vorbild, Leitstern, der hat recht. Er ist verrückt und lustig, biegt die Sprache, spielt mit ihr, der erlebt für uns die großen Abenteuer und erzählt uns davon, der kennt sich aus, dem kann man vertrauen. Udos Lieder handelten von Kindersorgen, von gemeinen Eltern und blöder Schule, außerdem von Themen, die ich aus Abenteuerbüchern und Märchen kannte – und von Sachen, über die ich Vages gehört hatte und dringend mehr erfahren wollte: Mädchen, Nacht, Mafia, Bars, Amerika, Besoffensein. LIEBE, wie schön sie sein kann, wie weh sie jedoch genau deshalb auch tut, wie sie anfängt, wie sie aufhört; und der RAUSCH, wie extrem lustig, aber wohl auch ganz schön gefährlich der zu sein scheint. All das lernte ich aus Udos Liedern.

Auch für ihn waren, wie für meine Eltern, SPIESSER ein Feindbild, weitere Gemeinsamkeiten gab es aber nicht, Udos Welt, die ich nun betrat, war eine vollkommen andere. Und die war besser, viel besser.

Udos Platten waren fortan für mich der perfekte Übergang von Kinderhörspielen zur Popmusik, da gab es Außerirdische, Vampire, Detektive, das Personal hatte ausgeflippte Namen wie Rudi Ratlos, Jonny Controlletti, Bodo Ballermann, Käpt'n Zäsar Zechmann, Dr. Lockerlose, Deichgraf Hauke Wattenschlick. Auf den Plattenhüllen war Udo verkleidet als Eskimo, Neandertaler, Astronaut, Kapitän oder Dirigent, und hörspielartig gab es Hintergrundgeräusche: Autos, Flugzeuge, Schiffe. Die Großstadt, der Hafen – und dass Hamburg beides bot, außerdem Udo dort wohnte, angeblich in einem HOTEL, wie ich von meinem Bruder erfuhr, machte Hamburg endgültig zum Sehnsuchtsort für mich.

Mein Bruder hatte mit diesem Westpaket mein Leben verändert. Er überspielte mir die Platte auf eine Kasette und fuhr zurück ins gelobte Land, in meiner Vorstellung ging er dort jeden Abend zu einem Udo-Konzert. Vielleicht weil meine erste Udo-Platte ein Livemitschnitt war und ich diesen täglich hörte, dachte ich, diese tobende Menge kommt wirklich jeden Tag dort in Hamburg zusammen und Udo singt für die. Dass mein Bruder stattdessen täglich alten Menschen – wie man den Zivildienst damals prosaisch umschrieb – den Hintern abwischte, außerdem von den Desinfektionsmitteln bald schlimme Neurodermitis bekam, konnte mein Hamburg-Bild nicht trüben.

Ich hörte diese Udo-Kasette so oft, bis sie irgendwann riss, doch da kannte ich die Lieder alle schon auswendig. Materialermüdung! Mich aber hatte dieses Material geweckt, erweckt, ein Kometeneinschlag, nun war es hell, jetzt konnte es losgehen, das Leben. Ich tauchte völlig ab in diese Udo-Welt. Wenn mir alles zu viel wurde – und wenn man zwölf Jahre alt ist, wird einem natürlich mehrmals pro Tag alles zu viel –, setzte ich Kopfhörer auf und suchte Rat und Trost bei Udo. Rasch war Udo für mich in den Rang eines Aufklärers gerückt, ein Weltenentdecker, mein Humboldt.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war in doppelter Hinsicht eine Ansage, gebadet in Applaus:

»Willkommen an Bord, alle ready? Wir heben ab ...«

Ich war ready. Das war mein Dampfer, mein Raumschiff, was auch immer, jedenfalls war ich an Bord, Udo war der Kapitän.

Und dann hoben wir ab.

## Inhaltsverzeichnis

**SCHNELLER  
JUNGE**

**Musik hören war ja gut. Aber leider musste ich auch** selbst welche machen, denn sonst würde man später ja ziemlich sicher einen Schnurrbart bekommen, Mofa fahren, eine Lehre machen, bei der man ein Namensschild am Kittel tragen muss, und eine Frau mit Dauerwelle heiraten.

Das Gegenprogramm begann mit der MUSIKALISCHEN FRÜHERZIEHUNG in der Musikschule, da hauten alle Kinder sinnlos eine Stunde lang auf allen greifbaren Instrumenten herum. Recht bald wurde ich wegen ungebührlichen Verhaltens von der Gruppe separiert, ich hatte ein Xylophon aus dem Fenster geworfen und war auch sonst nicht gerade eine Stütze des Kurses. Zum Erstaunen meiner musikpädagogisch eher unnachgiebigen Mutter hieß es seitens der Lehrerin (die bloß den für sie lukrativeren Einzelunterricht anordnen wollte), ich sei – und wer hört solches über sein Kind schon ungern – hochbegabt. Ein folgenschweres Missverständnis.

Schlagzeug hätte ich gern gespielt, doch war meine Meinung bei der Wahl des Instruments nicht gefragt. Ich baute mir aus leeren Waschmittelpapptonnen ein provisorisches Drumset, hörte Radio Bremen und kloppte mit einem Xylophonschlegel auf die Waschmitteltrommeln. So richtig Spaß machte das nicht. An eine Stehlampe hängte ich mit einem Wollfaden eine Triangel, die ließ ich am Ende jedes Trommelsolos erklingen, wenigstens das machte Spaß. Noch toller war, die beiden Strahler von der Stehlampe abzuschrauben, dann sah sie aus wie ein Mikrofonständer, und ich konnte damit Rockkonzert spielen. Wenn es draußen dunkel war, erzeugte das Deckenlicht ein Spiegelbild im Fenster zum Garten, und ich übte mit dem Stehlampenständer die klassischen

Mikrofonständer-Rocksängergesten, ich sang in den Lampenständer, kniete mich hin und zog den Lampenständer zu mir nach unten – und genau wie ein Mikrofonständer wippte er, wenn ich ihn losließ, zurück in die Stehposition, der metallene Tellerfuß ermöglichte das. Ich hielt den Lampenständer auch gern mal Richtung Kirchturm, da war das gedachte Publikum und sang für mich. Ich klappte dann, wie Sänger das auf Konzertpostern auch immer taten, kokett ein Ohr um, damit die Leute noch lauter sangen.

Noch heute hängen überm Klavier im Haus meiner Eltern gerahmte Fotos, die uns als Kinder mit unserem jeweiligen Instrument zeigen, und man sieht gleich, meine beiden mittleren Geschwister sind hoch konzentriert, die Haltung ist vorbildlich, klingt bestimmt gut – der Älteste aber pustet kreuzunglücklich in eine Posaune, und der Jüngste, also ich, hält seine Geige eher senkrecht als waagerecht, als stehe er an der Straße und halte den Daumen raus, damit ein Auto anhält und ihn mitnimmt, egal wohin, Hauptsache, ganz weit weg. Udo sang mir den mit dieser Geste verbundenen Sehnsuchtsfloh ins Ohr:

*Nun steh ich wieder an der Autobahn  
Und halt den Daumen in den Wind  
Es wurde Zeit, mal wieder loszufahren  
Ich weiß noch nicht, wohin es geht [2]*

In der Musikschule roch es nach Linoleum und kaltem Schweiß, in unserer Familie wurde dieser spezifische Geruch, der überall waberte, wo man Kindern und Jugendlichen etwas beibrachte, beschrieben mit dem geflügelten Wort UNTERM ARM. Wenn meine Mutter mich, was immer mal vorkam, nach dem Geigenunterricht abzuholen vergaß, wartete ich vor einer Pinnwand im Musikschultreppenhaus. In meiner Erinnerung geraten die Proportionen da etwas durcheinander, in meiner Erinnerung

nämlich stand ich netto etwa ein Jahr lang unter dieser großen Pinnwand, wo Konzerte beworben und Musikinstrumente zum Verkauf angeboten wurden. Sehr lang hing dort auch ein Plakat, das auf die Gefahren des Rauchens hinweisen sollte: eine senkrecht stehende, qualmende Zigarette, in der ein junger Mensch gefangen war, der Jeans mit Schlag trug und traurig dreinblickte. Wenn diese Zigarette fertig geraucht ist, so die nicht sehr verklausulierte Plakatbotschaft, dann ist der junge Mensch auch weggeraucht.

Ich rauchte damals noch nicht, was nicht ungewöhnlich war für einen Zwölfjährigen. Aber das Plakat konnte mich auch nicht in dem Maße indoktrinieren, es niemals zu tun, wie im Gegenzug Fotos vom rauchenden Udo auf Plattencovern mir nahelegten, dass Zigaretten unbedingt dazugehören, wenn man lässig irgendwo rumzuhängen beabsichtigt (und hat man IRGENDWELCHE anderen Pläne als kleiner Junge?). Udo im Trenchcoat, mit Hut, an einer Straßenecke, lässig an der Zigarette ziehend: jahrelang, ach, bis heute eigentlich mein Idealbild einer gelungenen männlichen Existenz. Wie der da steht! Mit diesem Typen ist zu rechnen. Der hat was vor.

Nach einem FREITAGSVORSPIEL, bei dem alle Musikschüler ihre momentan größten Hits vor elterlichem Publikum darbieten mussten, nahm irgendeine lokale Geigenkoryphäe meine Mutter zur Seite und erklärte ihr das Offensichtliche: Dieser Junge und die Geige, die werden in diesem Leben keine Freunde mehr. Ich durfte aufhören mit dem Geigenunterricht, allerdings nur im Tausch gegen Klavierunterricht. Wieder kein Schlagzeug. Das Klavier hatte zwar den Vorteil, dass man nicht erst ein halbes Jahr die Haltung lernen musste, man setzte sich einfach dran, streckte die Finger aus, Daumen, Mittelfinger, kleiner Finger – fertig, ein Akkord, Wohlklang. Knifflig wurde es, wenn die Finger übereinander und untereinander durchkrabbeln mussten (was sie dauernd mussten). Als deutlich wurde, dass es auch mit diesem

Instrument und mir nichts werden würde, durfte ich wiederum nur aufhören mit der Auflage, ein weiteres Instrument auszuprobieren, nun das wohl demütigendste: C-Flöte.

Den peinsamen Flötenunterricht übernahm praktischerweise die Schwester meines Mathenachhilfelehrers. Das große silberne Fünfmarskstück, das ich ihr als Entlohnung dieser für sie wie mich grausamen Stunden mitbringen musste, steckte sie bei Stundenbeginn in eine leere Handcremedose – und dann die Flöte unter ihren Arm, in die Achselhöhle, das Instrumentenholz müsse aufgewärmt werden. Sie trug Norwegerpullover, auch im Sommer, und schien kein Fan davon zu sein, Deos zu benutzen oder übertrieben oft zu duschen, ziemlich unterm Arm also alles. Das lag in der Familie, denn bei ihrem Bruder, der damit betraut war, mir seine Begeisterung für Normalparabeln, den Satz des Thales und die binomischen Formeln zu vermitteln, roch es natürlich so, wie es in Zimmern von Naturwissenschaftscracks während der Pubertät eben riecht. In diesem Haus der Schande atmete ich grundsätzlich nur durch den Mund. Woche um Woche gab ich da die Fünfmarskstücke ab, und weder in Mathematik noch beim Flöten zeitigte dieser olfaktorisch herausfordernde Spezialunterricht große Erfolge.

Niemand verstand mich, außer Udo, der sang:

*Und dann in der Schule hatte  
Keiner Bock auf Mathe [3]*

Udos Gegenangebot, das allerdings nur ausgetestet wurde von sehr verwegenen, allgemein als verwahrlost wahrgenommenen Schülern, Udos alternativer Lehrplan also:

*Lieber ging man stolz mit 'ner Zigarette  
Zum Schwindeligwerden auf die Toilette*

Und war nicht der Typ mit den Schlagjeans, gefangen in der Plakatzigarette, der einzig coole Typ, den ich jemals im Musikschulgebäude gesehen hatte?

Instrumente und Notenhefte wurden gekauft im Musikhaus Vajen, es lag direkt am Marktplatz, und zunächst mochte ich den Laden nicht, stammten doch von dort die Tortur-Partituren meines fortgesetzten Instrumentversagens. Allerdings – und je älter ich wurde, desto bedeutender wurde das – gab es dort auch Tonträger. Popmusik.

Oft ging ich nun, während meine Mutter auf dem Wochenmarkt einkaufte, freiwillig ins Musikhaus Vajen, meine Mutter fand das gut. Ob sie dachte, ich schaute mir dort Klaviernoten an? Natürlich schlich ich nur sehnsüchtig um die Schlagzeuge herum und verlor mich dann in den Plattenauslagen. Unter L hatte »Lindenberg, Udo« ein eigenes Fach, und – Wahnsinn, gab es viele Platten von dem! Aufgeregt durchfingerte ich die zig Udo-Hüllen. Am Kassentresen konnte man Platten Probe hören, und da stand ich nun, mit Kopfhörern, hörte diese zumeist alten, für mich aber ja durchweg neuen Udo-Platten, las die beigelegten Textblätter – und streunte mit Udo gedanklich durch die ganze Welt, sein Werk wurde meine Zuflucht. Wenn meine Mutter mich im Musikhaus Vajen mal vergaß, fiel mir das, anders als unter der Musikschulpinnwand, gar nicht auf, ich hoffte sogar darauf.

Zu Hause ging ich dem Rest der Familie zunehmend auf die Nerven. Irgendwas schien mit mir nicht zu stimmen, ich empfand Regeln und Anordnungen als eher unverbindliche Vorschläge, dauernd wurde ich irgendwelcher Lügen überführt. Außerdem zählte ich immerzu Treppenstufen, Gehwegplatten, Buchstaben, ALLES – und wenn sich die Summe durch 8 teilen ließ, war ich glücklich, durch 4 teilbar war auch noch gut, durch 2 hinnehmbar, ungerade Zahlen aber ganz schlecht, und Primzahlen zwangen mich, eine Treppenstufe zu überspringen oder die letzten Stufen mehrfach hoch- und runterzutrippeln, bis sich die